

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 22 (1928)
Heft: 12

Artikel: Im Frauenheim
Autor: Amstein, Emilie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Frauenheim.

Wart Ihr schon im Frauenheim? Im „Haus für alleinstehende Frauen“ meine ich, wie es nun auch in Basel erstehen wird und in andern Städten schon länger besteht. Es liegt meist an sonniger, aussichtsreicher Halde, hat nur sonnige Zimmer, Zentralheizung, Bad, alle Erleichterungen zur Führung eines kleinen Haushalts; die brutale Not, der Kampf der Armut um das tägliche Brot tritt nicht über seine Schwellen, denn nur einer relativ kleinen Oberschicht unter den erwerbenden Frauen ist sein Standard of life angepasst. Und doch liegt eine leise Tragik über diesem schönen, trefflich eingerichteten Haus!

Die Jugend allerdings, die auf leichten Füßen drinn treppauf, treppab läuft: junge Lehrerinnen, höhere kaufmännische Angestellte, Studentinnen und angehende Künstlerinnen in guten Verhältnissen, sie fühlt noch nichts von Tragik. Froh sind die einen ausgezogen aus der Heimat, um zu lernen; einsichtige, gute Eltern sorgen von ferne für ihr Kind, das lernen soll, die Schwingen zu brauchen, wie es einst nur der werdende Mann konnte. Oder andere haben sich — ihrem Können und tüchtiger Vorbildung vertrauend — losgerissen aus beschränkender Enge. Wer hat da heutzutage noch Hemmungen, wenn die „Forderungen der Persönlichkeit“ in Frage kommen und das Berufseinkommen ausreicht? Und sie alle freuen sich ihrer freien Arbeit; sie haben den Sport, Kunst-, Theater- und Bildungsinteressen, sind auch einem kameradschaftlichen Flirt nicht abgeneigt, und vor allem: sie haben die Hoffn u n g! Ihnen ist Haus, Heimat, Familie nicht ein verlorenes Paradies, sondern ein mehr oder weniger muffiges Nest, das ihnen zu eng geworden; jetzt sind sie ausgeflogen, freuen sich ihrer Freiheit und der Weite des Himmelsraumes, und wer wird sie hindern, sich wieder selber ein Nest nach ihren Wünschen zu bauen, wenn sie der Einsamkeit müde werden? Man kann sich ja Zeit lassen; das Heiratsalter ist längst von dreissig auf vierzig heraufgerückt.

Anders die A l t e n, jene Frauen und Jungfrauen, die heute die fünfzig überschritten haben. Auf ihre oft so schwachen, des Tragens ungewohnten Schultern drückt mit voller Wucht vielleicht die schwerste Last unserer Zeit: die He i m a t l o s i g k e i t. An einer Wende der Zeiten sind sie geboren. Ueber ihrer Jugend standen noch die Worte: Heim, Familie. Dienende Arbeit in dieser Kleinwelt, dieser eigensten Frauenschöpfung war ihnen liebe, selbstverständliche Pflicht, die Familie gab ihnen Halt, Relief, Freude und Stellung. Mochten auch mannigfache Interessen diese Frauen vergangener Tage mit der Aussenwelt verbinden, mochte selbst aus Schaffensdrang oder um des Erwerbes willen ein Beruf erwählt werden, ihr Zentrum war und blieb die Familie, in der sie alternde

Eltern betreut, nachwachsende Geschwister gehütet. Und später wars entweder die eigene Familie, Mann und Kinder, oder Bruder- und Schwesterkinder, oder auch das Jungvolk, das sie — als Dienende vielleicht! — aufziehen halfen. Fest standen sie auf dieser nährenden, vertrauten Heimerde, und mussten fühlen, dass sie auf einer langsam im Meer versinkenden Insel standen, die sie nicht länger tragen konnte und wollte.

Da ist der dienende Geist des Frauenheims: ein sehr intelligentes, alterndes Jüngferchen, praktisch, tüchtig, arbeitswillig, aber tief verbittert und darum nicht immer ganz leicht zu ertragen. Langsam errate ich ihr Schicksal aus hingeworfenen Worten. Jung ist sie bei neuvermählten Doktorsleuten in Dienst getreten; sie sah die Kinder geboren werden und aufwachsen, war ihnen — neben der liebevollen und tüchtigen, aber durch Hilfsarbeit im Beruf des Mannes stark beanspruchten Mutter — eine aufopfernde Pflegemutter, der keine Stunde zur Arbeit zu spät oder zu früh war. Ob in ihrer, jeder Probe gewachsenen Treue unterbewusst eine leise Neigung zu dem freundlich jovialen Doktor mitschwang, der Lines Arbeit vielleicht eher gerecht wurde als die aus reichem Hause stammende junge Herrin, wer möchte es sagen, und wer möchte es verdammen? Fast nicht zu vermeiden wars, wenn man die Schwächen der menschlichen Natur bedenkt, dass Line „warm wurde“, zu warm wohl, dass sie sich als vollberechtigtes Familienglied fühlte und wohl auch in Dinge drein redete, die eine gebildete Frau nicht berührt hätte. Und anderseits, wer darf einen Stein auf die Herrin werfen, dass ihr — durch aristokratische Erziehung und frühe Selbständigkeit sehr ausgeprägtes — Herrenbewusstsein, ihr Feingefühl revoltierte, dass sie die alternde Magd fühlen liess, man könnte auch ohne sie fertig werden, wenn man auch zu anständig sei, ein so alterprobtes Verhältnis brutal zu lösen. Wer kann ganz die tiefe, grausame Bitterkeit ermessen, die unsere Line die Erkenntnis brachte: ich bin nicht unentbehrlich, ich gehöre nicht selbstverständlich und für immer dazu. Nun war die Lebensruhe dahin; tapfer wurde das unsichere Land verlassen, trotz freundlicher Anerbietungen der — im Grund sehr human gesinnten — Herrschaft. Line fand ihren jetzigen Posten, für den sie sehr gut taugt. In herzlich erwidelter Liebe hängt sie immer noch an den Kindern, die sie betreut hat, aber nie mehr mag sie das Haus betreten, dem sie dreissig Jahre ihres Lebens gegeben. „Ich glaubte, eine Heimat zu haben — und hatte nur eine Dienststelle.“ — — —

Und nun meine Nachbarin zur Linken. Ein stilles, fast schüchternes altes Mädchen mit einem freundlichen, unschönen Gesicht und sinnenden Augen, die einzig die guten Gaben des Geistes verraten, denen diese alternde Autodidaktin Brot und Stellung verdankt. „Es ist mir unfassbar, dass man Sie mit 14 Jahren aus der

Schule genommen, dass man Sie nicht von vornherein zu einem gelehrten Beruf bestimmte. Sie waren ja eigentlich prädestiniert dafür,“ so rief ich unwillkürlich, als mir Fräulein Anna in ungemein geistvoller Weise eine neue Dichtung analysiert hatte. „Was wollen Sie?“ lächelte mein Gast wehmütig, „meinen lieben Eltern, den besten, die je ein Mensch hatte, kann ich daraus keinen Vorwurf machen. Meiner Mutter Welt war unser sonniges, in seiner Art vollkommenes Heim, dessen Aufgaben sie ihrer zarten Gesundheit wegen nicht ganz gewachsen war. Wie froh war sie, in der heranwachsenden Aeltesten bald eine gute Hilfe zu bekommen, und wie froh war ich, ihr, meiner liebsten Freundin, dem lieblichsten, sonnigsten Menschenkind, das ich auf Erden je gekannt, helfen zu können! Dass ich sehr unpraktisch war, was schadete es? Mütterchen war auch unpraktisch, Vater die anspruchlose Güte in Person und dazu für seine bescheidenen Ansprüche sehr gut situiert. Höchstleistungen auf dem Gebiet der Sparsamkeit und Haushaltsführung wurden gar nicht gefordert. Wie unpraktisch ich bin, das habe ich erst später im Haushalt meiner kleinen Schwester erfahren, deren angeborene bessere Gaben auf diesem Gebiet in der Ehe mit einem sehr anspruchsvollen Gatten zur Vollkommenheit entwickelt wurden. Daheim arbeitete ich gewissenhaft im Haushalt, etwas weniger, wenn wir eine gute, etwas mehr, wenn wir eine schlechte Magd hatten. (Dass man so einen „armen Tropf“ entlassen könnte, ist unserm Mütterlein wohl nie eingefallen, sie gingen gottlob schliesslich selber). Ich strickte und nähte und las dabei mit Leidenschaft, was ich an Geschichts- und Literaturwerken bekommen konnte. Da meine geistige Begabung mehr rezeptiv als produktiv war, da mir jeder Ehrgeiz fehlte und damals für Töchter, die man im Haus brauchte, kein Mensch an eine Berufslehre dachte, war ich mit meinem Schicksal mehr als zufrieden. Ich konnte ja in unserem intellektuell sehr angeregten, aufgeschlossenen Heim geistige Nahrung aufnehmen von allen Seiten und tat es mit jenem frischen Hunger, jener gesunden Verdauung, die nur der nicht schulmässig überfütterte Geist eines gut begabten Menschenkindes aufbringt. Nein, ich glaube nicht, dass ich Ursache habe, meiner entgangenen Schulbildung Tränen nachzuweinen. Das Tragische in meinem Leben liegt anderswo: ich habe mich in meinem jahrzehntelangen Dienst in einem guten Heim, in meinem Leben mit Vater und Mutter, Brüdern und Schwesterlein allzu ausschliesslich an das Leben in der nahen, herzensverbundenen Gemeinschaft, der Familie angepasst; es war mir wie ein Sterben, als auch unser Heim durch den Tod der Eltern aufgelöst wurde, Brüder und Schwestern heirateten, als sich herausstellte, dass meine geringe Begabung auf häuslichem Gebiet für eine „Familientante“ alten Schlages — dies Leben hatte ich mir neben meiner Schreibertätigkeit in aller Unschuld aus-

gedacht — durchaus nicht ausreichte. Denn das Schlagwort unserer Zeit: Rationalisierung! hat auch den Haushalt erfasst; auch hier ist nur noch willkommen, wer höchstwertige Qualitätsarbeit leistet! Und dazu die Nerven!! Wer kann heute noch in seinem Heim einen „Fremdkörper“, einen Menschen ertragen, den man nicht braucht und der sich auf Grund antiquierter Vorurteile noch gar einbildet, naturnotwendig dazu zu gehören. Finanziell kann ich mich bei einiger Sparsamkeit auch im Frauenhaus halten, und so habe ich den Sprung gewagt. Und als ich's getan, und als ich mich so nackt, so zwecklos und verloren fühlte, wie ein aus dem Nest gefallener Vogel, da gratulierten mir meine besten Freunde zu meinem „vernünftigen Entschluss, mich selbständig zu machen“. Da habe ich gesehen, dass mich kein spezielles Unglück oder gar Unrecht betroffen, dass einfach die Welt weiter gegangen war, dass in ihr die zentrifugalen Kräfte zur Herrschaft gelangt waren und die alte Hausgenossenschaft auseinanderrissen.

„Bei alledem war's nicht schön von Ihren Geschwistern, dass sie so ihre getreue Aelteste aus dem Nest geworfen; mir erscheint das als eine Art Untreue,“ konnte ich mich nicht enthalten zu sagen. „O nein!“ erwiderte Fräulein Anna lebhaft. „Sie müssen sich nicht auf meinen früheren Standpunkt stellen, den ich selber schon lange aufgegeben habe. Meine Geschwister haben mir nicht nur seinerzeit bei der Erbteilung, sondern auch später, bei meinem Exodus ins Frauenheim so viel Dankbarkeit und Fürsorge erwiesen, dass ich meinerseits undankbar wäre, wollte ich an ihrer herzlichen Zuneigung zweifeln. Wir stehen seit der Trennung mehr als je im besten Einvernehmen, helfen einander, machen uns gegenseitig Freude. Dass sich die Haus- und Lebensgemeinschaft nicht erhalten liess, habe ich mehr und mehr nicht als Schuld, sondern als Schicksal verstehen lernen. Blicken Sie doch in die Welt, welches Schauspiel bietet sich Ihnen? Das einer ungeheuren, immer fortschreitenden Vereinzelung, einer Zersetzung, die sowohl die umfassendsten menschlichen Verbindungen: Staat und Kirche, wie die engsten und innigsten: Heim und Familie bedroht. Dass selbst der Kern, das Zentrum der Familie: die Ehe, vielfach gefährdet ist, ist ein offenes Geheimnis; die Literatur, die enge Geister gern für diese Tatsache verantwortlich machen, hat sie nicht geschaffen, sondern nur enthüllt. Aber auch in den vielen Fällen, wo dies Zentrum intakt geblieben, hat es seine anziehende, festhaltende Kraft eingebüsst. Ist Ihnen nicht schon aufgefallen, wie nervös heutzutage gerade gute Ehen ihre Intimität verteidigen? Wie selbst heranwachsende Kinder, die am abendlichen Beisammensein teilnehmen möchten, als Störung empfunden werden? Wie sehr ein „Dauergast“ oder auch nur regelmässiger Besucher als „Belastung“ angesehen wird? War das früher auch so? In den Ehen und Familien, die ich — allerdings noch

mit jungen, weltfremden Augen — beobachten konnte, sicher nicht. Für das Wenige, was unter vier Augen gehörte, reichte wohl die Intimität des Schlafzimmers aus; alles Uebrige wurde im Kreis der erwachsenen Kinder, vielfach auch der „zugewandten Orte“, meist vor den bewährten dienenden Geistern erledigt. In meinem ganzen Leben habe ich nie das Gefühl gehabt, meine Eltern zu stören, das moderne Kinder oft genug haben müssten, wenn nicht ihr eigener, wachsender Selbständigkeitstrieb, ihre riesenhaft aufgeschossenen Emanzipationsgelüste ihnen eine grössere Distanz sehr willkommen erscheinen liesse. Sie lassen die „Alten“ gern ihre eigenen Wege gehen, wenn diese ihnen nur nichts in den Weg legen. Sicherlich, auch bei grösserer Selbstherrlichkeit der Jugend ist ein inniges Verhältnis zwischen Eltern und Kindern möglich. Ich kenne selber Familien, in denen es gerade durch diese beiderseitige Freiheit an zartem Reiz gewonnen hat. Das liegt nun heute meist mehr an der älteren als an der jüngeren Generation. Im „Jahrhundert des Kindes“ sind es die Eltern, von denen Nachgeben und Opfer erwartet und auch gebracht werden, denn, nicht wahr, die junge, unflügge Brut, die gehört doch zum Nest, selbst wenn sie viel verlangt an Futter und Platz. Da bezwingt man die armen, bösen Nerven, die schon beansprucht werden in Geschäft, Haushalt und Geselligkeit, denen so wenig Entspannung, Ruhe wird. Aber weiter nichts, beim besten Willen nicht; Geschwister oder gar Onkel und Tanten im Haus? Non, merci! Wie schwer drückt schon die Tischgemeinschaft, der „Familienanschluss“ alter Dienstboten, die nicht den Takt aufbringen, sich sofort nach getaner Arbeit in ihre — meist ungeheizten — Privatgemächer zurückzuziehen. Denken Sie an unsere alte Line! Und nun gar Verwandte, die noch ganz andere Rücksichten beanspruchen, am Ende gar — die Schwiegermutter! Und hier stossen wir auf eine wahrhaft tragische Erscheinung unserer zentrifugalen Kulturperiode: die heimatlose Mutter. Kennen Sie Ihre Nachbarin zur Rechten?“ „Frau Huldrych? Gewiss, ein liebes, freundliches Mütterlein, das mich gleich am ersten Tag meines Hierseins aufsuchte, mir alle Vorteile und Erleichterungen des Hausbetriebs erklärte und mich bat, sie nur aufzusuchen, wenn ich mich einmal allein fühle.“ „Das werde nicht ausbleiben,“ meinte sie halb ernst, halb lächelnd, „wir Frauen seien so wenig für's Alleinsein geschaffen, und vor allem nicht dazu, uns ständig mit uns selber zu beschäftigen.“ „Sie jedenfalls nicht, die gute Seele!“ meinte Fräulein Anna lächelnd. „Sechs Kinder hat sie grossgezogen; sie war der Mittelpunkt eines glücklichen, lärmenden Hauses, die Seele einer frohen Familie. Für sich selber zu leben, sich nur um ihre eigenen Bedürfnisse zu kümmern, hatte sie ganz verlernt; sie war in der Gemeinschaft des Heims aufgegangen. Die Kinder zogen fort oder heirateten; sie blieb zurück mit dem Gatten, immer

zu jeder Hilfeleistung bei den verheirateten Kindern bereit. Da — schon in den Sechzigen — wurde sie Witwe. Mittellos war sie nicht, aber doch nicht reich genug, ihr bisheriges Leben weiterzuführen, ohne vom Kapital zu zehren, das sie ihren Kindern gern unvermindert hinterlassen hätte. So zog sie zu ihrer in unserer Stadt in guten Verhältnissen lebenden Tochter, die sie auch bereitwillig aufnahm. Aber, bei aller Liebe und Hochachtung, es ging nicht. Ein „Fremdkörper“ war da. Dass die Kinder das Grossmütterlein durchaus nicht als solchen empfanden, vielmehr mit ganzer Liebe an ihm hingen, machte die Sache nicht besser; die Kinder wurden von ihr „verwöhnt“, wie der aus alter Familientradition sehr strenge Schwiegersohn behauptete. Frau Huldrych versuchte es bei einer andern Tochter, die mit einem leichtlebigen Künstler verheiratet war. Aber hierher passte nun wieder ihre — bei aller Weite des Herzens und Geistes — solide, eben auch in Tradition gehaltene Bürgerlichkeit nicht; sie war den Eltern, und noch mehr den ganz in Freiheit dressierten „Kindern“ viel zu sehr „bevormundernder Geist“. Bei den Söhnen wollte sie es gar nicht versuchen, „denn,“ so sagte sie sich mit Recht, „wie soll eine fremde Frau, aus anderm Milieu stammend, mir nicht verbunden durch Blut und Liebe, wie soll sie das können, was meine Töchter nicht vermögen: mich wirklich mit ihrem Heim verwachsen lassen?“ Leise, fast ängstlich sprach sie davon, sich selbständig zu machen, und fand ein rasches, allzu rasches Entgegenkommen! Das Finanzielle spielte gar keine Rolle, sie solle sich doch ja nicht durch Rücksichten dieser Art davon abhalten lassen, sich ein angenehmes, ungestörtes Altersheim zu schaffen; alles werde man tun, ihr diesem so begreiflichen Wunsch nach Ruhe und Fürsichsein zu erfüllen. Das Idealste dieser Art sei das neue Frauenheim; man werde ihr sofort ein hübsches, sonniges Logis mieten, sie solle alles mitnehmen, was ihr lieb sei, und wenn sie später noch Wünsche habe, sei man wieder da! Mütterchen habe so viel geschafft und für andere gesorgt, dass sie nun wahrlich das Recht habe, einmal sich selber zu leben,“ so tönte es von allen Seiten. Sie sehen, auch hier keine widernatürliche Bosheit, keine Goneril- und Regan-Gesinnung, aber wer weiss, ob König Lear mehr unter der Härte seiner Töchter litt, als die arme Frau Huldrych unter diesen Worten, die so durchaus anständig waren, das Gefühl sittlicher Verpflichtung der Mutter gegenüber so durchaus anerkannten, in denen nur eines fehlte: das herzliche Anschmiegen des Kindes, die warme Anhänglichkeit, das „Mutter, ich brauche dich, ich will dich immer um mich haben, du gehörst zu mir, wie Luft und Licht!“ Aber still beugte sie das Haupt und zog aus in ihr neues, penatenloses Heim.“ „Armes Mutterherz! Und wie hat sie denn ihren Frieden gefunden? Denn

dass sie ihn gefunden hat, dafür zeugt ihre klare, gute Art, ihr liebevolles Eingehen auf andere.“

„O ja, sie fand den Weg. Und zwar hat auch hier die Waffe, die die Wunde geschlagen, sie wieder geheilt; ihre Mütterlichkeit, durch die sie so tief gelitten, ist ihr zur Rettung geworden. Ein paar Tage sah und hörte man nichts von ihr; sie muss in einer Art Apathie in sich hineingegrübelt haben, denn der Miniaturhaushalt, der mich unpraktisches Geschöpf immerhin noch einige Zeit kostete, gab der alten Hausfrau und Familienmutter so gut wie nichts zu tun. Dann kam sie einmal ins Gespräch mit Line, die knurrend und schimpfend über zerrissenen Strümpfen sass, die sie den jungen Studentinnen und Angestellten gegen billiges Entgelt flickt. „Jawohl, jetzt kommen alle zusammen und wollen am Sonntag ihre Seidenstrümpfelein haben, dass ich schaffen muss bis in die Nacht, ist dem liederlichen Pack einerlei!“ brummte unser alter Surribel. „Liebe Line, wie wär's, wenn ich Ihnen ein bischen helfen dürfte?“ fragte Frau Huldrych freundlich. „Ich habe so traurig wenig zu tun und bin ganz froh, dass ich doch für etwas gut sein kann.“ Und ohne auf Lines Protest zu achten, machte sie sich an die Arbeit.

„Ach, so hat die Freundschaft mit Line angefangen? Mir ist schon aufgefallen, dass das verbitterte Jüngferlein, das unserm Jungvolk kaum ein gutes Wort gönnt, gegen sie fast freundlich ist und sogar ihre bissigen Reden etwas mildert.“

„Jawohl, an unserer Line tut Mama Huldrych ein gutes Werk; langsam wird sie sie aus ihrer Verbitterung lösen, ihr das eigene Unrecht und das Recht der andern verständlich machen, den Stachel aus der quälenden Lebenswunde des armen Mädchens ziehen, dass sie heilen kann. Aber eins vor allem: sie selber war damit aus ihrer Einsamkeit erlöst; sie konnte wieder helfen, nützen, für andere da sein und ist nun auf dem besten Wege, unser aller Mutter zu werden. Den Jungen hilft und rät sie, uns Aeltere tröstet oder pflegt sie und redet mit uns über den Lauf der Welt und den Sinn unseres Leidens. Gerade wir beide haben uns gegenseitig viel gegeben. Ihr Schicksal, — über dem die leise Tragik des meinen so viel mächtiger, schwerer lastete — ihre tapfere, aus höchster Reinheit und Liebe des Herzens, aus warmer Religiosität stammende Ueberwindung dieser Tragik hat mein Denken und Suchen nach dem Sinn des Lebens, speziell meines Lebens, mächtig gefördert. Ich weiss nun, dass das, was wir erleben, ein kleiner Teil einer Menschheitskrise ist, ähnlich der, die Jesu Zeit sah: eine Auflösung, ein Vergehen, aus dem neues, reicheres, tieferes Leben werden soll und muss, wenn wir Menschen unsere Aufgabe sehen und recht erfassen. Die Liebe soll und muss hinauswachsen aus den Schranken von Stand, Familie und Volk; die menschliche Solidarität muss um-

fassender und zugleich feiner, geistiger werden. Und wir Frauen müssen dabei in entscheidender Weise mitwirken.“

„Ach ja, Sie sind ja eine geschätzte Kraft im Frauenstimmrechtsverein,“ sagte ich etwas spöttisch. „Glauben Sie wirklich, dass wir Frauen in Staat und Politik so viel zu suchen haben?“

„Warum nicht? Glauben Sie mir, es ist ein bedeutungsvolles Zeichen, dass die engen, bisherigen Kreise der Frau: Familie und Gesellschaft, so vielfach zu versagen beginnen. Missverstehen Sie mich nicht; ich schätze diese Institutionen nicht gering. Wer die Möglichkeit hat, in ihnen zu leben und zu arbeiten, mag das auch künftig tun, aber wer das nicht kann, wen der immer enger werdende Familienkreis ausstösst, oder wen eigene Naturanlage ins Weite treibt, der denke nicht, er sei nun der Vereinzelung, der Heimatlosigkeit verfallen. Die mehr intellektuell begabte Frau trage den ihrem Wesen eingeborenen Gedanken der Solidarität hinaus in die Welt, sie kämpfe mit Wort, Schrift und Tat dafür, dass diese kalte Welt mehr zum Heim werde. Dass sie das einst auch mit dem Stimmzettel und in den Behörden könne, dafür wirkt mein hochgeschätzter Frauenstimmrechtsverein. Aber ich verkenne nicht, dass dieser Weg längst nicht der aller Frauen, vielleicht nicht einmal der höchsten, mütterlichen Frauenart ist. In dem grossen, allumfassenden Weltkreis, der ja doch nie ganz zum Heim werden kann, müssen immer kleinere Kreise bestehen, Gemeinschaften, so eine Art Seelen- oder Schicksalsverbände, Wahlfamilien. Sehen wir nicht auch diese Gemeinschaften in jeder Form und Farbe emporwachsen an allen Orten, wie die Blumen im Frühling: Settlements, religiöse und soziale Gemeinden, Siedelungen; in ihnen allen liegen Keime des höheren, geistigeren und doch durchaus den Bedürfnissen des Gemütes entsprechenden Heims, an dem die, aus der Familie vertriebene, mütterliche Frau mitbauen kann und soll. Und ein solches geistiges Wahlheim, eine echte Gemeinschaft kann auch unser Frauenheim werden, und es wird es werden durch Mutter Huldrych und andere Frauen ihrer Art. Und wenn dies geschickt, und überall wieder, in immer höherem Grade geschieht, glauben Sie nicht, dass das für unser Menschengeschlecht einen Schritt empor zum Lichte bedeutet? Dass das von uns miterlebte Sterben, die Auflösung, dann ein neues, höheres Leben geboren hat? Aber, nicht wahr, das sind Fragen, die sich nicht so ein für allemal lösen lassen? Nun, wir haben ja Zeit zum Nachdenken. Wesentlich ist für denkende Menschen nur: die notwendige Verbindung sehen, oder wenigstens ahnen, zwischen dem Kleinen und dem Grossen, ihr kleines persönliches Schicksal in einem grossen Zusammenhang zu erfassen, damit sie davor bewahrt bleiben, alles Leid des Lebens entweder als Schuld des andern zu sehen und darüber zu verbittern Menschen zu werden, oder alle Schuld bei sich selber zu

suchen und sich in Selbstvorwürfen zu zerquälen. Und hier ist der Punkt, an dem auch ich Mama Huldrych etwas sein konnte: ich zeigte ihr im Denken den Weg heraus aus unfruchtbaren Gewissensängsten; denn nach feiner Menschen Art suchte sie die Schuld bei sich, um sie nicht bei andern finden zu müssen. So hat denn unser Refugium durch gegenseitiges Helfen und Dienen in herzlicher Liebe — ohne Willen zum Herrschen oder Bevormunden — schon die Weihe dessen erhalten, was wir Frauen überall und immer zu schaffen berufen sind: des guten Heims.“

Lächelnd nickte Fräulein Anna mir zu und ging, und mit sich nahm sie ein gut Stück der Last, die still und verborgen auch auf meinem Herzen gelegen. Emilie Amstein.

Weihnachtslüge und Weihnachtswahrheit.

Ich bin die Wahrheit. Joh. 14, 6.

Schon seit manchem Jahre empfinde ich eine wachsende Schwierigkeit, das Weihnachtsevangelium gerade um die Weihnachtszeit herum zu verkündigen. Nicht von Innen her; es gehört im Gegenteil zum edelsten Gewinn meines Lebens, dass sich mir gerade die Weihnachtswahrheit im Laufe meiner geistigen Entwicklung immer mehr in ihrem tiefsten und ursprünglichen Sinne enthüllt: als Fleischwerdung des Wortes, das in dem Menschen Jesus, unserm Bruder, unter uns wohnen will; als Menschwerdung Gottes, die von der Krippe in Bethlehem aus die ganze Menschenwelt ergreifen soll; als das Hineingehen des ewigen Lichtes in die dunkle Welt durch das Kind — des Lichtes, das uns dann freilich von der Krippe zum Kreuze, zum Ostertag und Pfingsttag führt, aber von dort wieder auf das Kind zurückstrahlt, als die Sonne der Liebe Gottes, der Sohnschaft und Bruderschaft des Menschen, die aus dieser Winternacht der Welt wunderbar aufstrahlt. Was gäbe es Schöneres, als gerade diese Botschaft zu verkündigen? Nein, nicht von Innen kommt der Widerstand dagegen, sondern von Aussen: er kommt von der Weihnachtslüge her, von der Entartung und Unwahrheit her, die sich gerade an dieses Fest in immer ärgeren Formen drängen. Diese Weihnachtslüge steht in so schreiendem Gegensatze zu der Weihnachtswahrheit, dass gewisse ehrliche Menschen immer stärker darunter leiden, dass ihnen dadurch Weihnachten fast widerwärtig, fast unmöglich wird, aus einer vom Kinderglück und Menschenfreundlichkeit durchglänzten Freude fast eine Trauer, fast ein Hohn. Es hilft nichts, das muss einmal gesagt werden.

In zwei Formen tritt diese Weihnachtslüge besonders auf.

Einmal als die grenzenlose Verweltlichung und Mate-